



PROJECT MUSE®

„In diesem Sinne hat jede Zeit, hat jedes Volk die Führer, die sie verdienen“—Zum Politik- und Politikerbild des republikanischen Bürgertums in der Weimarer Republik

Carolin Dorothee Lange

German Studies Review, Volume 36, Number 2, May 2013, pp. 237-257
(Article)

Published by The Johns Hopkins University Press
DOI: 10.1353/gsr.2013.0077



➔ For additional information about this article

<http://muse.jhu.edu/journals/gsr/summary/v036/36.2.lange.html>

MPIfG Journal Article

Carolin Dorothee Lange: "In diesem Sinne hat jede Zeit, hat jedes Volk die Führer, die sie verdienen": Zum Politik- und Politikerbild des republikanischen Bürgertums in der Weimarer Republik. In: *German Studies Review* 36(2), 237-257 (2013).

John Hopkins University

The original publication is available at the publisher's web site: <http://dx.doi.org/10.1353/gsr.2013.0077>

The MPIfG Journal Articles series features articles by MPIfG researchers and visiting scholars published in peer-reviewed journals. Max Planck Institute for the Study of Societies (MPIfG) Cologne | www.mpifg.de

„In diesem Sinne hat jede Zeit, hat jedes Volk die Führer, die sie verdienen“—Zum Politik- und Politikerbild des republikanischen Bürgertums in der Weimarer Republik

Carolin Dorothee Lange

ABSTRACT

From a literary perspective, this article deals with the political culture of the pro-republican middle class during the Weimar Republic and its images of leadership. It aims to show how this group's perception and interpretation of politics was aesthetically influenced by narratives used to describe an ideal political leader that can be traced back to popularized version of *Sturm und Drang's* concept of genius. During the Weimar era, hugely emotive expectations toward politics are fostered, and they may become a burden for the young state.

Einleitung

Das Scheitern der Weimarer Republik ist nicht unausweichlich gewesen. Die jüngste historische Forschung betont im Gegenteil die zeitweise erstaunlich integrative Leistung des Weimarer Parlamentarismus;¹ und dieser Aufsatz möchte seinen Beitrag zur Erforschung der politischen Kultur und ihres demokratischen Potentials leisten. Im Folgenden untersuche ich die Narrative und Deutungsmuster des republikanisch-bürgerlichen Spektrums. Dieses Spektrum verfügt über ein hohes Maß an gemeinsamen Narrativen und Codes, die seine Wahrnehmung und Interpretation von Politik prägen, ohne dass dies den Zeitgenossen immer bewusst sein muss. Es geht um die demokratischen Erzählungen, darum, wie über das Parlament gesprochen und gedacht und wie das Idealbild eines politischen Abgeordneten entworfen wird. Letztlich geht es auch darum, herauszufinden, wie trotz des zweifellos demokratischen Potentials dieser (bürgerlichen) Narrative die Legitimation der parlamentarischen

Republik im Laufe der Zeit immer weiter schwindet, bis hin zum vollständigen Kollaps derjenigen Kräfte, die die junge Demokratie hätten stützen können.

Quellenmaterial und methodischer Zugriff

Die wichtigste Quellenbasis sind Teile der bürgerlich-liberalen Weimarer Qualitätspresse, die von dem skizzierten Bevölkerungsspektrum rezipiert wird. Die Auswahlkriterien sind erstens überregionale Verbreitung und eine damit verbundene vergleichsweise hohe Auflage und das Zugeständnis von intellektueller Ausstrahlung durch die zeitgenössischen Rezipienten.² Ich untersuche die Leitartikel und politischen Kommentare des *Berliner Tageblatts* (BT), der *Vossischen Zeitung* (VZ) sowie der *Frankfurter Zeitung* (FZ) von November 1918 bis Dezember 1932 bzw. Januar 1933.³ Kein Blatt verfügt über eine strenge Parteibindung, sie alle tendieren politisch jedoch in Richtung der Deutschen Demokratischen Partei (DDP). Besonders die FZ hält zudem den Kontakt zur Arbeiterschaft aufrecht.⁴ Zeitungstexte kommen der literaturwissenschaftlichen Fragestellung besonders entgegen, weil ihre Textproduktion tagesaktuell ist (mitunter gibt es mehrere Ausgaben pro Tag), und sie deswegen einem hohen Zeitdruck unterliegt. Damit besitzen diese Texte jenen spontanen Anteil, der auf Vorannahmen der Autoren wie der Rezipienten zurückgreift, wobei implizite Autoren und Leser hier mehr interessieren als die realen. Es kommt mir also nicht auf die Funktion der Presse in Weimar an, sondern ich verstehe die Presstexte als Teile einer Alltagsliteratur.

Das zu untersuchende gesellschaftliche Spektrum bezeichne ich als republikanisch und bürgerlich. Diese begriffliche Unbestimmtheit rührt auch daher, dass es mehrere Möglichkeiten gibt, „Bürgertum“ zu definieren. Ein „harter“, eher empirisch basierter Zugang betont beispielsweise messbare Daten wie Einkommen oder Steuerzahlungen oder den städtischen Lebensraum, wohingegen ein „weicherer“ Ansatz unter dem Begriff vor allem eine Wertegemeinschaft versteht, die über ein gemeinsames Set von Codes und habituellen Praktiken verfügt. So hat Jürgen Kocka vorgeschlagen, vom Bürgertum als einer „universalen Leitkategorie“ zu sprechen,⁵ und dieser weiche Ansatz ist für diesen Aufsatz praktikabel, denn es kommt mir weniger auf die soziale Uneinheitlichkeit, die Krise oder den Niedergang des Bürgertums an, als vielmehr auf gemeinsame bürgerliche Grundüberzeugungen.⁶ Aus diesem Grund verzichte ich auf eine detaillierte Zuordnung nach bürgerlichen Parteilagern,⁷ sondern folge vielmehr den bewusst lose formulierten Kriterien des von Wirsching und Eder herausgegebenen Sammelbandes *Vernunftrepublikanismus: Bekenntnis zur Republik, eine über eine bloße Anerkennung hinausreichende positive Wahrnehmung der neuen Staatsform und eine kritische Haltung gegenüber dem Kaiserreich*.⁸

Kunst und Kultur als bürgerliche Deutungsmuster

Eines der wichtigsten bürgerlichen Deutungsmuster ist der Topos von „Kunst und Kultur,“ und ich möchte zeigen, dass das Politikbild des Weimarer Bürgertums davon geprägt wird. Die Hochschätzung von Kunst hat eine bürgerliche Tradition, und sowohl die geschichts- als auch die literaturwissenschaftliche Forschung haben zeigen können, dass sie bereits in den Subjektentwürfen des sich formierenden Bürgertums im 18. Jahrhundert eine immens wichtige Rolle spielen. Die Etablierung des Bürgerlichen Trauerspiels nach 1750 ist beispielsweise nicht nur eine ästhetische Neuerung, sondern auch der handfeste Versuch, dem kulturell tonangebenden Adel die Hegemonialstellung streitig zu machen und eigene soziale Ansprüche zu erheben. Ästhetik und Soziales sind eng aneinander gekoppelt. Die dramatische, teils aggressive und auf Konflikte angelegte Literatur des *Sturm und Drang*—man denke nur an Lenz' *Hofmeister*—ist ebenfalls ein Beispiel für die Auseinandersetzung mit einer als Zumutung empfundenen Sozialordnung.⁹ Norbert Elias hebt diese Verbindung von ästhetischen und sozialen Aspekten in seinem *Prozeß der Zivilisation* ganz besonders hervor: „Die literarische Bewegung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert ist . . . im eminentesten Sinn des Wortes Ausdruck einer sozialen Bewegung, einer Transformation der Gesellschaft.“¹⁰

Zur selben Zeit emanzipiert sich auch das Künstlerbild und es tritt der Typus des regel- und autoritätsfeindlichen, nur aus sich selbst heraus schaffenden und quasi gottgleichen Originalgenies in Erscheinung. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kennt dann eine regelrechte Geniesucht, über die sich zeitgenössische Kritiker wie Georg Christoph Lichtenberg ausgiebig mokieren. Allerdings bleibt dieser Spott ohne Folge, denn das Konzept erweist sich als so prägend, dass es schließlich soziologisch bedeutsam wird: Der genialische Typus wird zum Künstlertypus schlechthin und prägt die bürgerliche Rezeption von Kunst entscheidend mit.¹¹ Ohne die Hochschätzung von Kunst oder, besser noch, ihre praktische Ausübung ist es im 19. Jahrhundert schwer, vollständige Anerkennung als Mitglied des Bürgertums zu erlangen. Der Habitus wird verbindlich und sozial eingeübt, mag dies nun der Konzert- oder Museumsbesuch sein, der Besitz einer umfangreichen Klassiker-Bibliothek oder der Klavierunterricht für die Töchter.¹² Der genialische Künstlerhabitus repräsentiert in dieser bürgerlichen Gesellschaft „das Leitbild der kreativen Individualität . . . schlechthin,“ und er wird zu einem sozialen Ideal „im Wertekanon der Bürgerlichkeit.“¹³ Verstärkt wird diese Tendenz durch den neuhumanistischen Bildungsbegriff, der zur permanenten Selbstoptimierung aufruft. Auf diese Weise kann Kunst zur eigentlichen Domäne und zum Betätigungsfeld bürgerlichen Selbstbewusstseins werden, für die das Bürgertum kulturelle Deutungshoheit beansprucht.¹⁴ Das Interessante ist nun, dass die hier ausgebildeten Narrative und semantischen Muster auf andere Lebensbereiche übertragen und diese so poetisiert werden. Dies gilt besonders für Kunst und

Politik, die ihre sprachlichen Codes regelrecht austauschen.¹⁵ Das bedeutet, dass geglücktes politisches Handeln ästhetisch interpretiert und genialem künstlerischem Schaffen gleichgesetzt wird. Die politische Einigung Deutschlands unter Wilhelm I. beispielsweise bezeichnen die Zeitgenossen—die kaiserzeitlichen wie auch später die Weimarer—als das „Werk“ oder „Vermächtnis“ Otto von Bismarcks, als organisches und harmonisches Ganzes. Man zitiert den Topos der Werkautonomie, der sich in Deutschland seit Mitte des 18. Jahrhunderts durchgesetzt hat.¹⁶ Bismarck selbst wird im Kaiserreich häufig der „Schiller der Politik“ oder der „Goethe der Politik“ genannt,¹⁷ und sein Kult bedient sich vor allem der ästhetischen Narrative des Genialen.¹⁸ Dementsprechend kann das *Bismarck-Jahrbuch* (1896) schreiben, es falle „der Standpunkt des Schöpfers unsrer *politischen* mit dem des Schöpfers unsrer *geistigen* Macht und Größe zusammen.“¹⁹ Die ästhetische Codierung der politischen Kultur ist seit dem Kaiserreich—vor allem seit Bismarck—im deutschen Bürgertum etabliert. Für die Zeit nach Ende des Ersten Weltkrieges stellt sich also die Frage, wie das Bürgertum auf die geänderten Vorzeichen nach 1918 regiert und wie es die etablierten Muster für die Fülle an neuen politischen und gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten variiert.²⁰

Weimar: Schöne neue Welt

Seit ein paar Jahren hat sich die kulturwissenschaftlich ausgerichtete Geschichtswissenschaft intensiv mit dem Begriff der „Krise“ beschäftigt und gezeigt, dass sich die Weimarer Jahre für die Zeitgenossen keineswegs als deprimierende Interimszeit darstellen.²¹ Die Forschung betont im Gegenteil die optimistische und der Zukunft gegenüber aufgeschlossene Haltung; dies gilt besonders für die Anfangsjahre. Für die Zeitgenossen ist Weimar nicht per se ein katastrophisches Projekt, sondern seine Entwicklung wird als offen und nicht-determiniert angesehen und bietet Gestaltungsmöglichkeiten, die genutzt werden wollen. Einer der wichtigsten Aspekte ist dabei die Ausgestaltung der neuen demokratischen Staatsform. Dazu gehört auch eine Art republikanischer Tugendkatalog, also der Entwurf eines idealen Politikers und potentiellen Führerkandidaten. Das republikanisch-bürgerliche Spektrum greift dazu auf Narrative zurück, die ihm geläufig sind. Und genau hier kommt die Poetisierung des Politischen besonders deutlich zum Ausdruck, denn dieser republikanische Tugendkatalog liest sich wie die Schlagwortsammlung einer Germanistikeinführung.

Der republikanische Tugendkatalog

Das Modell eines Politikertypus neuer Prägung lehnt sich eng an das bereits etablierte Konzept des Genies an. Die journalistischen Kommentatoren nennen die Aspekte Originalität (*creatio ex nihilo*), Instinktivität und Volkstümlichkeit sowie die strenge Ablehnung von Regelmäßigkeit und Schematismus als die wichtigsten und wünschenswertesten Eigenschaften. Wie weit verbreitet diese Einstellung unter den Zeitgenossen ist, macht auch ein Blick auf Max Weber deutlich, der immer wieder

vor der Mechanisierung des Politischen und einer bürokratischen Herrschaft warnt und damit letztlich auch genialisch argumentiert.

Die ambitionierten Erwartungen, die das republikanische Bürgertum der Zukunft gegenüber hegt, lassen sich in keinem Begriff so treffend und doch gleichzeitig so unpräzise fassen wie in dem des „Neuen.“ Kein Attribut wird in der republikanisch orientierten Presse häufiger und mit mehr Emphase eingefordert als dieses. Neu soll, überspitzt ausgedrückt, alles sein: die politischen Umstände, das Deutsche Reich, die Gesellschaft, die parlamentarische Geschäftsordnung, die Ideen und Politiker, was sie sagen, wie sie es tun, und sogar wie sie aussehen.²² Gerade der letzte Punkt führt zu einer Revitalisierung des physiognomischen Denkens und treibt die Erwartungshaltung auch an die visuelle politische Kultur in die Höhe: Es werden „originelle Köpfe“—ein Begriff aus dem genialischen Diskurs—verlangt und keine menschliche Dutzendware.²³ Die Abgeordneten der seit dem 6. Februar 1919 in Weimar tagenden Nationalversammlung werden selber von diesem euphorisierten Eifer angesteckt. So erhofft sich der Präsident der Nationalversammlung Eduard David (SPD) nichts Geringeres als ein „Meisterwerk,“ zitiert den Topos des künstlerischen Werkes und steigert damit implizit die Erwartungen: „Möge sie ein Meisterwerk ablegen. Möge sie die Grundlage legen für eine neue innere politische und soziale Kultur des deutschen Volkes. Möge sie ein bahnbrechendes Werk schaffen, das dem künftigen Aufstieg der ganzen Menschheit diene.“²⁴ Den Topos des „Neuen,“ auf den Eduard David anspielt, bringt die *FZ* auf den Punkt: „Die Revolution will Neues, in den Sachen und in den Menschen.“²⁵ Damit wird der Aspekt des „ganz anders Seins“ zu einem Desiderat, das seinen Zweck in sich selbst trägt. Das „Neue“ wird dabei in einem fast totalen Sinn verstanden. Auf diese Weise hofft man zu einer umfassenden „Erneuerung“²⁶ Deutschlands zu gelangen. Die Konstruktion dieses Oppositionspaares geht im bürgerlich-republikanischen Spektrum einher mit einer eindeutigen moralischen Bewertung. Das „Neue“ ist nach republikanischer Interpretation auch das Gute und Schöne und Zeitgemäße, das „Alte“ das Überlebte, Schlechte und Dekadente. Überhaupt funktioniert der politische Tugendkatalog streng dichotomisch: „Neu“ versus „Alt,“ „Originalität“ versus „Regelhaftigkeit,“ „Instinkt“ versus „Volkstümlichkeit,“ was zu einer nachträglichen Diskreditierung des Kaiserreichs führt.

Das neue Reich soll das alte mittels einer „kühnen bahnbrechenden Idee“ restlos ablösen:

Das alte Reich ist zugrunde gegangen an dem völligen Mangel an fruchtbaren Ideen, an der geistigen Leere, die den Worten und Taten seiner politischen Leiter eigen war. . . . Verschwinden muß jede Erinnerung . . . an die Politik der Halbheit und Aengstlichkeit . . . Ausgetilgt werden muß nach innen und außen die Erinnerung an jene politische Unwahrhaftigkeit, an jene aus Feigheit und Unglauben zusammengesetzte Abneigung gegen die Gewalt der kühnen bahnbrechenden Idee.²⁷

„Alt“ und „Neu“ werden fast als einander feindlich gesonnene, auf jeden Fall aber unvereinbare Begriffe verwendet. Wo das eine ist, kann das andere nicht sein. Diese Unbedingtheit und Radikalität prägen die zeitgenössische publizistische Rhetorik. Der Pfarrer Fritz Philippi prangert in der *FZ* das Klammern der alten Eliten an unverdiente Privilegien an, das sich bereits während des Krieges als anachronistisch erwiesen habe:

Wir haben schon im Feld anders aus den Augen gesehen. Wir wußten das Neue noch nicht Aber eines wußten wir: Die Unmöglichkeit, daß alles beim Alten bleibe! Das Alte war schon damals zerbrochen, die unverdiente, privilegierte Welt. Vorm Drahtverhau bestand nur noch die Gleichberechtigung der Qualität.²⁸

Die Rolle des Krieges als Beschleuniger einer umfassenden Veränderung wird im bürgerlich-republikanischen Milieu zu einem etablierten semantischen Muster, und um über die alte Zeit restlos hinwegzukommen, benötigen die „jungen“ politischen Kräfte folglich Eigenschaften, wie sie der Kunstkritiker Karl Scheffler in der *VZ* aufzählt, wobei er gleichzeitig die Behauptung aufstellt, Kunst und Politik seien nicht nur wesensähnlich, sondern wesensgleich.²⁹ Es ist übrigens auch aufschlussreich, dass ein Kunstkritiker Politik deutet. Er zitiert hierzu in erstaunlicher Weise die Schlagworte des Spontanen und Instinktiven, der Ablehnung von Regeln und Spezialistentum. Will ein Politiker

den Namen eines gestaltenden Politikers verdienen, so kommt für ihn alles darauf an, daß er diesen dunkeln Willen erkennt Dieses vermag er aber nur zu tun, er kann in diesem Sinne ein Kunstwerk der Politik nur schaffen, wenn er ein Ganzes sieht. Dazu ist es nicht unbedingt nötig, daß er viele Spezialistenkenntnisse hat im Diplomatischen, Wirtschaftlichen, Finanziellen, Verwaltungstechnischen und so weiter. . . . Die Grundbedingung ist, daß der Politiker eine starke intuitive Natur ist, daß er die mannigfaltigen Energien des staatlichen Lebens instinktiv erkennt, richtig bewertet und nach ihrer Wichtigkeit ordnet. Ausschlaggebend ist das sicherste Gefühl für das im Staatenleben Wesentliche und Unwesentliche, ist die geniale Ahnung, welchem Impuls die Führung gebührt, welchem sich also alles andere zu unterwerfen hat . . . , ist die Inspiration, die den unsichtbaren Willen der Zeit zu einem persönlichen Willen umwandelt.³⁰

Hier sind die relevanten Schlagworte beisammen: der Kunstwerkgedanke, die „starke intuitive Natur,“ das „sicherste Gefühl,“ die „geniale Ahnung,“ und die „Inspiration.“ Gegen diese positiven, originellen und rational nicht beeinflussbaren Kategorien erscheinen die von Scheffler genannten „Spezialistenkenntnisse“ als vernachlässigbare und ziemlich fade Größe. Besonders die Oberste Heeresleitung (OHL) gerät während dieser Deutungskämpfe ins Visier. Die wilhelminischen Eliten werden nicht

nur als alt diskreditiert, sondern auch als geistlos, starr und regelversessen. Damit wird den alten Eliten ein Etikett aufgeklebt, dass das vernichtendste ist, das die genialische Rhetorik überhaupt kennt: Diese alten Eliten sind Epigonen.³¹ Sie sind es, weil sie es nicht fertiggebracht haben, kreative militärische Lösungen zu finden (so wunderbar ein kreatives Militärwesen auch erscheinen mag), und damit haben sie in den Augen der Kritiker nicht nur eine erbärmliche Leistung erbracht, sondern sie haben sich ein für alle Mal politisch diskreditiert.

Das epigonale Narrativ stützt sich auf die Schlagworte, die geeignet sind, die OHL zu desavouieren. Im Januar 1923 schreibt beispielsweise die *FZ*:

Eine lange Fehlerkette hat unser Volk dahin geführt, wo es im Herbste 1918 angelangt ist. Der Nährboden dieser Fehler war aber die Ungeistigkeit, der man sich im neuen Deutschen Reiche immer mehr ergeben hatte. . . . Das rächte sich dann schließlich auch in der Kriegführung. Wenn man vergessen hat, daß auch Soldaten eine Seele haben, dann meint man, man könne alles mit ‚Organisation‘ machen. In diesem verruchten Worte liegt beschlossen, was unser Unglück war. Organisation ist natürlich nötig, und es ist gut, organisieren zu können, aber es ist doch nur ein Mittel. . . . Es liegt eine tiefe Symbolik darin, daß wir eigentlich keinen Feldherren hatten, sondern eine Einrichtung, die mit drei Buchstaben bezeichnet wurde: OHL. Sie war die Spitze einer Organisation, die glaubte, mit der Beherrschung der Massen und der Zahlen alles leisten zu können.³²

Die OHL verfügt über alle semantischen Charakteristika, die das Epigonale und Ungeniale auszeichnen: Sie wird als „Organisation“ (noch dazu in einfachen, ironisierenden Anführungszeichen) bezeichnet, deren Regelbeflissenheit und mechanische Borniertheit eine geniale Idee gar nicht erst entstehen lassen; sie ist eine Einrichtung „mit drei Buchstaben,“ sie jongliert mit Zahlen anstatt mit Ideen und Geist. Dieser unkreativen Institution steht konzeptionell die Idee des genialen „Feldherren“ gegenüber, der den Deutschen im Krieg leider gefehlt habe. Das regellos Phantasievolle und das regelversessene Spezialistentum des Kaiserreiches stellen so einen Kontrast dar, der narrativ ähnlich wirksam ist wie der des Neuen und des Alten. In diesem Fall liegen sogar zwei Bedeutungsebenen vor, denn neben dem genialischen Diskurs ist auch eine modernekritische Position zu spüren, die sich mit romantischen Versatzstücken gegen die Industrialisierung richtet:

Man organisierte [im Kaiserreich, CL], wie man einst gedacht und gedichtet hat. Man organisierte, daß die Schwarte knackte, und das Organ zum Teufel ging. Man wurde industriell. Moderne Industrie ist Menschen-Ersatz. Wir ersetzten so gründlich mit Rädern und Rädchen, daß zuletzt jeder eine Maschine im Schädel trug. Und wer die meisten Maschinen verdauen konnte, wurde Genie. Wir haben

auf diesem Weg im Rheinland, Westfalen, Oberschlesien, auch sonst so, in kleinen, kleinsten Nestern Phänomene geschaffen. Führer? Wird Führen ein Rechen-Exempel, hört der moralische Effekt auf. Wir haben diese Tätigkeit mit deutscher Gründlichkeit betrieben und Spezialisten gezüchtet, die sich immer verrechnen. Siehe Ludendorff.³³

Auch hier kommen die obigen Schlagworte zum Einsatz: Das Unkreative und Mathematische des Taktierens („Rechen-Exempel“) wird dem „Genie“ gegenübergestellt. Die alten Eliten, hier wird General Erich Ludendorff namentlich genannt, werden dementsprechend durch die thematisch dazugehörigen Begriffe „Räder und Rädchen“, „Maschine“, „Gründlichkeit“ oder „Spezialisten“ charakterisiert. Bezeichnend ist die Aussage, dass sie sich „verrechnet“ hätten, denn damit offenbart sich ihr angebliches Angewiesensein auf konzeptuelle Krücken und ihr generelles Ungeniealsein. Den ehemaligen politischen Eliten wird durch diese Charakterisierung die Eignung für Regierungsgeschäfte radikal abgesprochen. Bei dieser sozial ausschließenden Dichotomisierung kann es jedoch nicht bleiben; gleichzeitig muss narrativ ein Weg gefunden werden, die breite Masse des Volkes als politische Ressource zu etablieren.

Große Teile der Bevölkerung haben bis Kriegsende keine Möglichkeit zur politischen Mitbestimmung besessen. In Preußen gibt es bis 1918 ein Drei-Klassen-Wahlrecht und eine erste (aristokratische) Kammer, Frauen dürfen überhaupt nicht wählen. Außerdem existieren bis 1918 öffentlich-rechtliche Privilegien, die besonders im Militär von Bedeutung sind. Diese soziale Distinktion steht den Zeitgenossen nach Kriegsende deutlich vor Augen, wenn sie sich dieser aristokratischen Vorrechte entledigen wollen. Die Konsequenz dieses Wunsches kann man in der Weimarer Reichsverfassung verfolgen, in der im Artikel 109, Absatz 3, alle ständischen Vorrechte abgeschafft werden. Diese Demokratisierung in den politischen Diskurs einzubauen und so allmählich zu naturalisieren, d.h. als natürlich erscheinen zu lassen, muss das Ziel des republikanischen Bürgertums sein. Und diese Aufgabe erkennt es rasch: Statt Titeln oder Rang zählen nun Attribute, die die Herkunft des politischen Kandidaten—metaphorisch gesprochen—aus dem „Schoße des Volkes“ betonen. Volkstümlichkeit, das im Wortsinne Naive sowie eine quasi bauernschlaue Instinkthaftigkeit werden zu politischen Kardinaltugenden. Die strukturellen Parallelen, die sich zum Sturm und Drang ergeben, sind verblüffend; vor allem das autoritätsfeindliche Moment wird sichtbar, das sich im 18. Jahrhundert vehement gegen das aristokratische und französisch geprägte Hofleben richtet und stattdessen das Ursprüngliche und Volkstümliche der eigenen Nation hervorhebt. Daran kann nach 1918 unmittelbar angeschlossen werden. Die Forderung, ein Politiker müsse buchstäblich ein Kind aus dem Volke sein, verwehrt dem Adel die politische Legitimation. Dieses narrative Muster wird an vielen Beispielen deutlich. Die „berühmtesten und erfolgreichsten Staatsmänner . . . [seien] mindestens so oft aus den untersten Massen herausgewachsen, wie aus

den Adelsgeschlechtern und Aristokratien,³⁴ schreibt etwa das *BT*. Die persönliche Eignung eines Kandidaten beruhe viel weniger auf sozialen Aspekten wie Ausbildung oder Distinktion als auf Talent und Begabung, diese Fähigkeiten seien „viel weniger anerzogen als angeboren.“ Derselben Argumentation bedient sich auch der Chefredakteur des *BT* Theodor Wolff, der fordert, dass man künftig eine Schule brauche, „die jedem die Türen zum Wissen . . . öffnet und nicht den wohlversorgten Schüler über den unversorgten, sondern den befähigten über den unbefähigten stellt,“ um „alle schlummernden Kräfte zu wecken, um aus dem Persönlichkeitsmangel, an dem Deutschland leidet, herauszukommen.“³⁵ Und an anderer Stelle heißt es: „Talent ist bekanntlich kein für adlige Wiegen reserviertes Feengeschenk.“³⁶ Dieser Gesichtspunkt ist deshalb interessant, weil er ältere Forschungsmeinungen modifizieren kann, die die Sehnsucht nach politischen Führern vor allem in einer reaktionären oder verunsicherten Haltung der Zeitgenossen ausmachen.³⁷ Der Januar 1933 wird in diesen Konzepten gewissermaßen immer mitgedacht. Es handelt sich aber nicht um die Bitten einer von Krisengefühlen geplagten Bevölkerung nach einem „starken Mann“ (welcher zweifelhaften Provenienz auch immer), sondern um die Überzeugung, dass die Gesundung der Nation am ehesten durch die Verantwortungsübernahme derjenigen Bevölkerungsgruppen gelingen könnte, die bislang von den höchsten Ämtern ferngehalten worden seien. Selbstverständlich ist in manchen Äußerungen eine Unsicherheit gegenüber einer Moderne festzustellen, die keinen festen Bezugspunkt erkennen lässt, aber diese Unsicherheit ist keineswegs zwingend pessimistisch konnotiert. Der emanzipatorische Anspruch wird von der Gegenseite, dem Adel, auch durchaus so wahrgenommen: Marie Gräfin zu Dohna sieht sich beispielsweise im Jahr 1922 veranlasst, in einem Artikel in der *VZ* darauf hinzuweisen, dass adlige Herkunft und genialische Veranlagung nicht prinzipiell unvereinbar seien: Genie könne an allen sozialen Enden zu finden sein.³⁸

Um es kurz zusammenzufassen: Der republikanisch-bürgerliche Entwurf eines idealen Abgeordneten, der sich zum „Führer“ eignen soll, ist verspielt, optimistisch, ästhetisch fundiert und sozialstrategisch angelegt. Diese Kriterien können im Weimarer Bürgertum über Parteigrenzen hinaus wirksam werden, weil Kunst und Kultur spätestens seit dem 19. Jahrhundert der Ort bürgerlicher Vormachtstellung gewesen sind und das „Genie“ als soziologische Vorlage in den bürgerlichen Subjektentwürfen etabliert ist.³⁹ Das republikanisch-bürgerliche Führermodell ist demokratisch, und auch wenn seine politische Sprengkraft zum Teil noch immer betont wird,⁴⁰ ist dem Modell keine Teleologie eingeschrieben; der Genie-Diskurs besitzt zweifellos demokratisches Potential. Die Poetisierung von Politik unterscheidet sich damit auch vom Begriff der Ästhetisierung, wie sie Walter Benjamin beschrieben hat, der sie als Instrument der nationalsozialistischen Herrschaft versteht, die vor allem dazu dient, die „Massen“ zu organisieren und auf Linie zu bringen.

Gleichzeitig jedoch, und da liegt das eigentliche Problem, fördert die poetisierte

Wahrnehmung von Politik hohe Erwartungen an sie, bis hin zur Unerfüllbarkeit: Wer von der Politik erwartet, dass sie ein Kunstwerk ist, kann sich nicht mit Mittelmaß und Kompromissen abgeben, dies widerspräche dem emotional aufgeladenen Kunstbegriff. Ein Genie braucht sich in der Kunst wie auch in der Politik nicht um Zugeständnisse oder Kompromisse scheren, sondern darf nach eigenem Gutdünken gestalten und zerstören, um „sein Werk“ geistig zu gestalten.⁴¹ Wenn also das Konzept einer genialischen Künstlerpersönlichkeit favorisiert wird, dann ist es wahrscheinlich, dass die Ansprüche an Politik und Politiker steigen. Heilserwartungen, die vor allem in Deutschland seit dem Kaiserreich immer wieder an die Kunst gerichtet worden sind,⁴² übertragen sich so sukzessive auf die politische Kultur.

Anti-Parteien-Reflexe

Diese ästhetische Überempfindlichkeit zeigt sich an einem Phänomen, das sowohl für die Zeitgenossen wie auch später für die geschichts- und politikwissenschaftliche Forschung von hohem Interesse gewesen ist: am Wahlrecht. In der Tat kann man den Eindruck bekommen, dass die wissenschaftliche Beschäftigung vor allem auf die zeitgenössische reagiert. Unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs wird argumentiert, dass ein anderes Wahlrecht Hitler hätte verhindern können, und auch wenn diese Meinung mittlerweile überholt ist, wird das Wahlrecht doch immer wieder diskutiert.⁴³ Eine semantische Analyse der Diskussionen kann interessante Entdeckungen machen. Im bürgerlichen Spektrum wird die „Liste,“ das reine Verhältniswahlrecht, zu einer regelrechten Obsession, und die ästhetische Codierung des Politischen führt dazu, dass die Zeitgenossen das Konzept der genialischen Einzelpersonlichkeit gegen die Parteien ausspielen. Dieses Gefühl der Unzufriedenheit äußert sich schließlich in vehementer Kritik am reinen Verhältniswahlrecht, denn eine Liste ist eben das graue Gegenteil des spontanen und unberechenbaren ästhetischen Prozesses. Schon zu Beginn der Zwanziger Jahre scheint im bürgerlichen Spektrum Einigkeit über den „Mord der Liste an der Persönlichkeit“ zu herrschen. Die „Liste“ steht in dieser Argumentation für den als kalt konnotierten Bereich der Logik, des Mechanischen, Analytischen und Rationalen. Das mechanisch-Ungeniale, das schon zur Charakterisierung des Kaiserreichs herangezogen wird, stellt auch hier die eine Seite des Topos dar, dessen Gegenstück das spontan Geniale ist. Vermittels dieser deutenden Engführung werden die Parteien rasch als ebenfalls ungenial bezeichnet, da sie den genialen Persönlichkeiten gegenüberstehen. Ende der 20er Jahre macht das Schlagwort vom „Parteiimus“⁴⁴ Karriere und der „Liste“ wird die Verantwortung hierfür zugeschoben.

[Die] ältesten Führer, die keinerlei Popularität mehr im Volk besitzen, erben sich von Legislaturperiode zu Legislaturperiode weiter. Die jungen Kräfte, die die

Massen im Einzelkampf . . . zu sich herüberzwingen können, bleiben ungenutzt. . . . Und das alles, weil man ein logisches Wahlgesetz gemacht hat.⁴⁵

Die „Liste“ bringe nur Mittelmaß nach oben:

Ein Teil der Unfruchtbarkeit der Regierung erklärt sich geradezu aus dem Ueberwiegen der kleinen Parteimaschinisten und Parteizeiger, die durch das Listenwahlsystem an die Oberfläche gekommen sind. Man hat hernach gesagt, der Wunsch Caligulas, sein Roß in den Senat gewählt zu sehen, hätte sich ohne äußeren Zwang auf dem legitimsten Weg erfüllen lassen, sofern man in Rom das Proportionalwahlsystem mit gebundnen Listen eingeführt hätte.⁴⁶

Die Ansicht, dass das Wahlsystem nur den Parteien und ihren kleinen Maschinisten helfe, die wiederum das parlamentarische Niveau erbärmlich absenkten, teilt auch Heinrich Dove vom *BT*. Die „Lokalgrößen an den Spitzen der Kandidatenaufstellung . . . drängen sich in den Vordergrund. . . .die Funktionäre der großen Verbände, Gewerkschaften . . . werfen bei die Ausbietung der Listenplätze die Zahl der ihren Interessenkoterien anhängenden Stimmberechtigten . . . in die Wagschale [*sic*].“⁴⁷ Die Weimarer Republikaner wollen nicht einfach zurück zu den Abstimmungsverhältnissen mit einfacher Mehrheit—wie im Kaiserreich, sondern sie wollen den Zauber der schöpferischen Persönlichkeit. Und dies ist problematisch. Es liegt auf der Hand, dass sich diese Überzeugungen auch auf eine stabile und weitgehend von massiven äußeren Problemen unbelastete Demokratie ungünstig auswirken könnten. Im komplizierten Weimar hingegen ist diese Überbeanspruchung und die gleichzeitige Verachtung der politischen Funktionsträger (der Parteien und Fraktionen) kaum auszubalancieren: Die fest etablierte ästhetische Codierung von Politik führt zu einer außergewöhnlichen Überforderung von Politik und bei den Zeitgenossen zu großer Unzufriedenheit. Sie spüren zwar, dass Anspruch und Wirklichkeit nicht in Übereinstimmung zu bringen sind, hinterfragen jedoch nicht die eigenen Überzeugungen, sondern übertragen die Kritik auf jene „mittelmäßigen Parteimaschinisten“⁴⁸ und bleiben damit dem ästhetischen Fundament fest verhaftet. Es entsteht so eine Überempfindlichkeit gegenüber alltäglichen parlamentarischen Aushandlungsprozessen. Zähne politische Normalität wird nur schwer ertragen, während gleichzeitig die Neigung besteht, einen für genial befundenen idealen Politiker gegen parlamentarische Gegenspieler auszuspielen und so eine allergische Haltung gegenüber Parteien und Fraktionen hervorzurufen. Diese Abneigung wird im Laufe der Zwanziger Jahre so massiv, dass sich mitunter kein Unterschied zwischen den üblichen antiparlamentarischen Äußerungen von rechts und links und den eigentlichen Republikanern ausmachen lässt.⁴⁹ Beispielhaft ist ein Leserbrief von 1930, der sich mit der politischen Radikalisierung der Jugend

beschäftigt und schlussfolgert, dass das Wort „radikal“ nur so verstanden werden solle, dass diese Jugend „die Parteimachenschaften restlos verurteilt, daß sie restlos abrückt von den Halb- und Hohlheiten des heutigen Parlamentarismus. Im übrigen aber denken sie republikanisch und wollen nichts gemein haben mit den radikalen Garden der Stalin und Hitler.“⁵⁰ Dass dies ein eklatanter Widerspruch ist, macht sich der Verfasser nicht klar. Von 1930 an—dem Jahr der sogenannten Katastrophenwahl, in dem die NSDAP von 2,6% auf 18,3% springt—wird diese Tendenz für die Republik lebensbedrohlich. Bei zunehmenden äußeren wie inneren Belastungen—Börsen-crash, Inflation, Arbeitslosigkeit auf der einen Seite, Erosion der parlamentarischen Kommunikationskultur und bürgerkriegsähnliche Zustände auf der Straße auf der anderen⁵¹—nimmt zwar die Fokussierung auf eine genialische Einzelpersonlichkeit zu, es lassen sich aber zwangsläufig immer weniger mögliche Kandidaten finden, die einen scheinbaren Ausweg bieten könnten.⁵² Eine ausreichende Zahl dieser Kandidaten ist aber von Beginn an eine der größten Herausforderungen für die junge Republik gewesen.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Weimarer Zeitgenossen keine präzisen Vorstellungen über den Prozess der, wie sie es nennen, „Führerauslese“ haben. Es scheint so, als hätten sie mit dem popularisierten Geniediskurs auch gleichzeitig dessen Probleme bei der Geniefindung übernommen, was die Angelegenheit noch emotionaler und dramatisierter werden lässt als sie es ohnehin ist. Bereits in den ästhetischen Debatten des 18./19. Jahrhunderts ist es keineswegs ausgemacht, wo Genies herkommen oder ob man sie vorhersagen kann. Der in Deutschland breit rezipierte Edward Young schreibt in seinen *Conjectures on Original Composition* (1759): „An Original may be said to be of a vegetable nature, it rises spontaneously from the vital root of Genius; it grows, it is not made: imitations are often a sort of manufacture, wrought up by those mechanics, art and labour, out of pre-existent materials not their own.“⁵³ Ähnlich heißt es bei August Wilhelm Schlegel:

Nun ist man aber allgemein einverstanden, daß die Kraft des Geistes, wodurch Werke der schönen Kunst hervorgebracht werden, das Genie, etwas sey, worauf gar nicht zu rechnen ist, eine bloße Gunst der Natur. Wie läßt sich also mit Zuversicht eine genialische Kunstproduction erwarten? Und doch behauptet die Kunstgeschichte. . . . Die Erscheinungen im Gebiete der Kunst sind also objektiv nothwendig, subjektiv aber zufällig. . . . Nämlich es muß ein solches Werk . . . irgend einmal im Ganzen der Kunstwelt zum Vorschein kommen, die Person des Künstlers aber ist dabey ganz zufällig. . . . Wo und wann ein solcher Geist in die Welt treten werde, das läßt sich nicht vorher wissen.⁵⁴

Bei Johann Gottfried Herder heißt es, dass „Regeln kein Genie wecken, noch weit weniger schaffen können.“⁵⁵ In der Frage nach der Voraussagbarkeit von Genies stößt

der popularisierte Geniediskurs auf dieselben Probleme wie die Stürmer und Dränger rund 150 Jahre zuvor. Auf diese Weise wird in Weimar jeder Führerkandidat zu einer Epiphanie, deren Ursachen und Wurzeln sich nicht rational erklären lassen.⁵⁶ Dies führt zu einem Paradox: Es richten sich große Hoffnungen auf das Erscheinen außergewöhnlicher, neuer Persönlichkeiten, während gleichzeitig darauf hingewiesen wird, dass sie aus dem Schoße des Volkes entstehen, wenn ihre Zeit gekommen ist, was eine gewisse Hilflosigkeit ausdrückt. Karl Scheffler schreibt in der VZ:

Es ist . . . so, daß die Führer vom Volke geboren werden, wenn die Zeit erfüllt ist. Der Vorgang kann nicht erklärt werden, ist aber nichts destoweniger [*sic*] . . . erwiesen. Die Nation ist ein lebendiger Organismus und bringt aus sich selbst das ihr Notwendige hervor. In diesem Sinne hat jede Zeit, hat jedes Volk die Führer, die sie verdienen.⁵⁷

Das ist esoterisch formuliert, macht aber die begriffliche Unsicherheit der Zeitgenossen deutlich. Max Weber spricht von „Bewährung“,⁵⁸ hat also auch kein praktischeres Konzept zur Hand. Diese Unsicherheit kann zu einem Problem werden, wenn die politischen Umstände schwierig oder die Rezipienten unzufrieden werden. Dann entsteht eine Art Deutungsvakuum.

Hitler als Genie

Und besonders in der Spätphase der Weimarer Republik geschieht genau das: Die Sehnsucht nach einer außergewöhnlichen, aber demokratischen Führung scheint immens zu sein und nimmt bei sich verschärfenden äußeren Faktoren immer weiter zu, während diese Ausnahmegestalt im republikanischen Lager gleichzeitig nicht auffindbar ist und die Reaktionen auf Institutionen wie Parteien immer allergischer werden. Das nationalsozialistische Führerkonzept mit seinem genialischen Zuschnitt auf Hitler kann an die bürgerliche Erwartungshaltung anknüpfen. Ist es überinterpretiert, darauf hinzuweisen, dass sowohl das nationalsozialistische als auch das genialische Denkmodell ausgesprochen protestantische Phänomene sind und dass gleiches für die Wählerschaft Hitlers gilt?⁵⁹ Hitler schafft es, ästhetisch zu gefallen, weil er an Basales rührt, das zur Beschreibung von guter Politik seit dem 19. Jahrhundert verwendet wird. Er stilisiert sich als Inkarnation des genialischen Künstlertypus.⁶⁰ *Mein Kampf* ist auch eine Form des Künstlerromans, in dem ein authentisches (da an der Akademie verkanntes) Genie seinem Werden nachsinnt.⁶¹ Die Kunsthistorikerin Birgit Schwarz schlussfolgert überzeugend, dass sich die „Sehnsüchte und Hoffnungen breiter Schichten“ auch deswegen so reibungslos auf die Person Hitlers hätten einstellen können, weil diese Sehnsüchte „auf ein ausgeprägtes Geniebewusstsein“ getroffen seien.⁶² Dies spüren die Weimarer Zeitgenossen mehr oder minder deutlich. Thomas Mann etwa beschleicht ein ungutes Gefühl, wenn er

in seinem Essay *Bruder Hitler* (1939) über eine Familienähnlichkeit zwischen Hitler und sich selbst nachdenkt:

Muß man nicht, ob man will oder nicht, in dem Phänomen eine Erscheinungsform des Künstlertums wieder erkennen? Es ist, auf eine gewisse beschämende Weise, alles da. . . . Ein Bruder Ein etwas unangenehmer und beschämender Bruder, er geht einem auf die Nerven, es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft. Ich will trotzdem die Augen nicht davor schließen.⁶³

Der Vergleich ist möglich durch die künstlerisch-geniale Veranlagung—auch wenn das Talent Hitlers seinem eigenen natürlich unterlegen sei. Aus dem daraus resultierenden Neid erklärt sich für ihn das Geprotze Hitlers. Der Journalist Rudolf Olden veröffentlicht 1935, ebenfalls im Exil, eine Charakterstudie Hitlers. Er versucht Hitlers Führertauglichkeit zu diskreditieren, indem er seinen Stil angreift: Unter der bezeichnenden Überschrift *Le style c'est l'homme* listet er die Merkmale auf, die Hitlers künstlerische Performance als lediglich „Durchschnitt“ und damit mittelmäßig erscheinen lassen sollen.⁶⁴ Und indem er sich gleichzeitig bemüht, Hitler jene „echte Dämonie“ abzusprechen, die jedem echten Genie zu eigen sei, offenbart er seine eigenen Überzeugungen. Hitler zeichne sich nur durch „Pflege des gehorsamen Mittelmaßes, Verkümmern persönlicher Eigenart, Herdenzucht“ aus.⁶⁵ Gleichzeitig betont er immer wieder Hitlers „Instinkt“ und beschreibt seine rhetorische Wirkung als ein derartiges „Phänomen“ und „Naturereignis,“ dass den Zuhörern Hören und Sehen vergehe und sie dächten, Hitler rede „in Zungen.“⁶⁶ Angesichts dieser Anschlussfähigkeit der genialischen Semantik ist es nicht verwunderlich, wenn Joseph Goebbels in seinen Reden immer wieder in geradezu frappierender Weise den vorhergehenden Sprachgebrauch abrufen kann: „Wenn es Männer sind, die Geschichte machen“ heißt es, „dann ist das Rätsel auch unserer Zeit nur aus der Begnadung des genialen Menschen zu erklären“ und Deutschland erlebe „das größte Wunder, das es in der Geschichte überhaupt gibt: Ein Genie baut eine neue Welt!“⁶⁷ Die Nationalsozialisten „stellen den Genie-Gedanken selbst ins Zentrum der Hitler-Panegyrik.“⁶⁸ Und auch nach Kriegsende bleiben diese Deutungsmuster in den großen bürgerlichen Erzählungen wirksam: Joachim Fest verknüpft in seiner monumentalen Hitler-Biographie Ästhetik und Politik, versucht jedoch gleichzeitig, sich diese Codierung vom Leibe zu halten, indem er argumentiert, Hitler sei nur „vulgäres Kunstprodukt“ eines „sozial entfremdeten Intellektuellen.“⁶⁹

Fazit

Das Führer- und Politikbild des bürgerlich-republikanischen Spektrums ist ästhetisch fundiert und basiert auf den Fundamenten des bürgerlichen Bewusstseins in Deutschland. Kunst und Kultur nehmen darin eine immens wichtige Position ein, die

dazu führt, dass die Interpretation von Politik ebenfalls durch diese Deutungsmuster gefärbt wird. Schon Bismarck wird im Kaiserreich als klassisches Genie und seine Politik als Kunst gedeutet. Von dieser Basis ausgehend, schafft sich das republikanische Bürgertum nach 1918 ein Führerbild, das sich auf die Narrative des Genialischen stützt. Diese Entwicklung ist dem republikanischen Entwurf eines idealen Politikers oder Führers keineswegs von Beginn an eingeschrieben. Das Eindringen der genialisch-ästhetischen Narrative in die Politik stellt neue Anforderungen an die junge Republik, aber in den Anfangsjahren ist es noch keineswegs ausgemacht, dass diese Ansprüche scheitern müssen.⁷⁰ Der bürgerliche Genie-Diskurs verfügt gerade zu diesem Zeitpunkt über demokratisches Potential—Emanzipation von den alten Eliten, umfassende Partizipation des ganzen Volkes, soziale Umgestaltung—, gleichzeitig jedoch wohnt ihm von Beginn an eine Sprengkraft inne, falls die hohen Erwartungen nicht erfüllt werden sollten. Mit zunehmenden äußeren wie inneren Konflikten bietet sich das nationalsozialistische und strikt anti-parlamentarische Führermodell als eine Alternative dar, die das Genialische in sich vereint. Dies mag erklären, warum es ausgerechnet die bürgerliche Mitte Weimars ist, die sich für das nationalsozialistische Gedankengut empfänglich zeigt. Denn genau hier, in der Gleichsetzung von Kunst und Politik, ist die offene Flanke in der politischen Kultur des republikanischen Weimarer Bürgertums zu suchen.

University of Washington

Notes

1. Thomas Raithel, *Das schwierige Spiel: Deutscher Reichstag und französische Chambre des Députés in den Inflationkrisen der 1920er Jahre* (München: Oldenbourg, 2005); Thomas Mergel, *Parlamentarische Kultur der Weimarer Republik: Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag* (Düsseldorf: Droste, 2002); Thomas Mergel, „Sehr verehrter Herr Kollege: Zur Symbolik der Sprache im Reichstag der Weimarer Republik,“ in *Die Wirklichkeit der Symbole: Grundlagen der Kommunikation in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften*, hrsg. von Rudolf Schlögl, Bernhard Giesen, und Jürgen Osterhammel (Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2004), 369–94. Vgl. auch Burkhard Asmuss, *Republik ohne Chance? Akzeptanz und Legitimation der Weimarer Republik in der deutschen Tagespresse zwischen 1918 und 1923* (Berlin: De Gruyter, 1994).
2. So beschimpft Hitler diese Zeitungen als die „bürgerlich-demokratischen Judenblätter.“ Adolf Hitler, *Mein Kampf*, 227–31. Auflage. (München: Eher, 1937), 267.
3. Eine präzise Leserzuordnung ist nicht möglich, aber ich schlage vor, die Rezipienten als die Kräfte rechts der SPD und links der Deutschnationalen Volkspartei bezeichnen, wobei diese Grenzen—besonders nach links hin—durchlässig sind. Zur Funktion der Medien vgl. Frank Bösch und Dominik Geppert, *Journalists as Political Actors: Transfers and Interactions between Britain and Germany since the late 19th Century* (Augsburg: Wissner, 2008). Die *Frankfurter Zeitung* erreicht 1917 mit fast 170.000 Exemplaren ihre höchste Verbreitung, vgl. Asmuss, *Republik ohne Chance?*, 54–56. Das *Berliner Tageblatt* ist die erfolgreichste Qualitätszeitung mit einer Auflage von 70.000 (1890), über 150.000 (1900) bis schließlich 245.000 (1916), vgl. Jost Rebentisch, *Die vielen Gesichter des Kaisers: Wilhelm II. in der deutschen und britischen Karikatur (1888–1918)* (Berlin: Duncker & Humblot, 2000), 47. Die *Vossische Zeitung*, Deutschlands

- ältestes Presseorgan, erscheint seit 1914 bei Ullstein und kann mit einer Auflage von etwa 25.000 Exemplaren nicht an die übrigen Blätter heranreichen. Ihre Ausstrahlung und ihr intellektuelles Gewicht machen sie aber zum Prestigeblatt, an dem die Brüder Ullstein festhalten, obwohl es mit kräftigen Subventionen unterstützt werden muss. Vgl. Bender, Klaus, „Vossische Zeitung, Berlin (1617–1934),“ in *Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts*, hrsg. von Heinz-Dietrich Fischer (Pullach: Dokumentation, 1972), 25–39.
4. Die *FZ* spricht sich beispielsweise 1878 vehement gegen die Sozialistengesetze aus.
 5. Vgl. Werner Conze und Jürgen Kocka, *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert: Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1985).
 6. Gutbegründete Kritik an diesem Konzept Dieter Hein und Andreas Schulz, *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert: Bildung, Kunst und Lebenswelt* (München: Beck, 1996).
 7. Es ist fast nicht möglich, detaillierte Leserdaten zu bekommen, beispielsweise mittels Abonnentenlisten, die Auskunft über die Mitgliedschaft in einer Partei geben könnten. Der gewählte Ansatz hat neben den oben genannten Punkten auch den Vorteil, mit den zeitgenössischen Vorstellungen von Bürgerlichkeit übereinzustimmen. Auch hier herrscht eine begriffliche Unterdetermination vor: Das *Handwörterbuch der Soziologie* schreibt in der Ausgabe des Jahres 1931, das Bürgertum entziehe sich zwar einer „festen, begrifflichen Bestimmung,“ sei aber nichtsdestoweniger die „Macht in unseren gesellschaftlichen Institutionen.“ Vgl. Alfred Meusel, „Bürgertum,“ in *Handwörterbuch der Soziologie*. hrsg. von Alfred Vierkandt (Stuttgart: Ferdinand Enke, 1931), 90.
 8. Andreas Wirsching und Jürgen Eder, *Vernunftrepublikanismus in der Weimarer Republik: Politik, Literatur, Wissenschaft* (Stuttgart: Franz Steiner, 2008).
 9. Vgl. John A. McCarthy, „Faktum und Fiktion: Die Darstellung bürgerlicher Schichten zur Zeit des Sturm und Drang,“ in *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, hrsg. von Hans-Edwin Friedrich, Marianne Willems, und Fotis Jannidis (Tübingen: Niemeyer, 2006), 241–67; oder David Hill, introduction to *Literature of the Sturm and Drang* (Rochester: Camden House, 2003), 5.
 10. Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2. Auflage, 2 Bände. (Bern: Francke, 1969), 20.
 11. Vgl. Manfred Hettling und Stefan-Ludwig Hoffmann. Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte, *Der bürgerliche Wertehimmel: Innenansichten des 19. Jahrhunderts* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000), 7–21; Barbara Lange, *Joseph Beuys—Richtkräfte einer neuen Gesellschaft: Der Mythos vom Künstler als Gesellschaftsreformer* (Berlin: Reimer 1999).
 12. Anthony Giddens, *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age* (Cambridge: Polity, 1991); Andreas Schulz, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhunderts* (München: Oldenbourg, 2005), 11.
 13. Wolfgang Ruppert, *Der moderne Künstler: Zur Sozial- und Kulturgeschichte der kreativen Individualität in der kulturellen Moderne im 19. und frühen 20. Jahrhundert* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998), 272. Vgl. Eberhard Ortland, „Genie,“ in *Ästhetische Grundbegriffe: Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Band 2, hrsg. von Karlheinz Bark et al. (Stuttgart: J.B. Metzler, 2001), 661–709.
 14. Vgl. Bernd Weisbrod, „Die Politik der Repräsentation: Das Erbe des Ersten Weltkrieges und der Formwandel der Politik in Europa,“ in *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung: Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik*, hrsg. von Hans Mommsen (Köln: Böhlau, 2000), 13–41.
 15. Vgl. Heinz Schlaffer, *Das entfesselte Wort: Nietzsches Stil und seine Folgen* (München: Carl Hanser, 2007).
 16. Der Gedanke des autonomen, in sich geschlossenen, harmonischen Werkes wird besonders in Deutschland seit Mitte des 18. Jahrhunderts stark betont. Vgl. Karl-Philipp Moritz, „Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendeten,“ in Karl Philipp Moritz, *Die Signatur des Schönen—und andere Schriften*

- zur Begründung der Autonomieästhetik, hrsg. von Stefan Ripplinger (Hamburg: Philo Fine Arts, 2009), 7–17. Erstmals im März 1785 in der Berlinischen Monatsschrift erschienen.
17. Rolf Parr hat die Rezeption der „Dioskuren Bismarck und Goethe“ im 19. Jahrhundert untersucht, wobei er als Dioskuren „diametrale Gegensätze“ bezeichnet, die „zugleich mit Blick auf ein höherwertiges drittes Merkmal dialektisch“ vereint werden können. Vgl. Rolf Parr, „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!“ Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860–1918) (München: Wilhelm Fink, 1992), 102.
 18. Vgl. Robert Gerwarth, *Der Bismarck-Mythos: Die Deutschen und der eiserne Kanzler* (Siedler: München 2007).
 19. Emil Walther, „Von Goethe zu Bismarck: Eine litterarisch-politische Betrachtung,“ in *Bismarck-Jahrbuch*, 3. Jg., hrsg. von Horst Kohl (Berlin: Häring, 1896), 368. Gleichzeitig wird Politik seit dem 19. Jahrhundert als „Bühne“ betrachtet und das Geschehen auf ihr dramatisch interpretiert. In beeindruckendem Maße sind zum Beispiel die Reden in der Frankfurter Paulskirche (1848/49) mit Versatzstücken aus Schillers Schauspielen versehen worden, vgl. Ute Gerhard, *Schiller als „Religion“: Literarische Signaturen des XIX. Jahrhunderts* (München: Wilhelm Fink, 1994). David Blackburn hat in seinem Aufsatz „Politics as Theatre“ zeigen können, dass das Theater im politischen Diskurs nicht nur eine, wenn auch mächtige, Metapher ist, sondern dass es darüber hinaus eine Denkfigur mit weitreichendem Bedeutungsüberschuss bildet. Vgl. David Blackburn, „Politics as Theatre: Metaphors of the Stage in German History. 1848–1933,“ in *Populists and Patricians: Essays in Modern German History*, hrsg. von David Blackburn (London: Allen and Unwin, 1987), 246.
 20. Vgl. Christian Welzbacher, *Die Staatsarchitektur der Weimarer Republik* (Berlin: Lukas, 2006); und Christian Welzbacher, *Edwin Redslob: Biografie eines unverbesserlichen Idealisten* (Berlin: Matthes & Seitz, 2009).
 21. Vgl. Moritz Föllmer, Per Leo, und Rüdiger Graf. Einleitung: Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik, *Die „Krise“ in der Weimarer Republik*, hrsg. von Moritz Föllmer und Rüdiger Graf (Frankfurt am Main: Campus, 2005), 9–41; und Rüdiger Graf, *Die Zukunft der Weimarer Republik: Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918–1933* (München: Oldenbourg, 2008).
 22. Vgl. beispielsweise (nicht diejenigen Artikel, die sich nach einer Wahl oder Regierungsumbildung mit dem *neuen* Kabinett, dem *neuen* Reichstag oder *funktionellen* Neuerungen beschäftigen): Leitartikel von A.R., „Ein neues Reich,“ *Vossische Zeitung* Nr. 67, 6. Februar 1919; Leitartikel von Georg Bernhard, „Der Aufstieg der Jungen: Gedanken zur Erneuerung des Parlamentarismus,“ *Vossische Zeitung* Nr. 87, 17. Februar 1919; Leitartikel von Karl Scheffler, „Made in Germany,“ *Vossische Zeitung* Nr. 151, 23. März 1919; Leitartikel von Julius Elbau, „Der Parteitag der Zukunft,“ *Vossische Zeitung* Nr. 369, 23. Juli 1919; Leitartikel von Georg Bernhard, „Es lebe das Vaterland!“ *Vossische Zeitung* Nr. 295, 13. Juni 1920; Leitartikel von Ernst Klein, „Weihnacht,“ *Vossische Zeitung* Nr. 607, 23. Dezember 1922; Leitartikel von Bruno Stümke, „Volksparteien,“ *Vossische Zeitung* Nr. 7, 4. Januar 1919; Leitartikel von Theodor Wolff, *Vossische Zeitung* Nr. 305, 7. Juli 1919; Leitartikel von Dr. Ernst Feder, „Demokratische Führung,“ *Vossische Zeitung* Nr. 575, 2. Dezember 1919; Leitartikel von Erich Dombrowski, „Die Vorschläge für die Reichstagsreform,“ *Vossische Zeitung* Nr. 47, 29. Januar 1921; Leitartikel von Dr. Hermann Pachnicke, MdR., „Die Jungen und die Alten,“ *Vossische Zeitung* Nr. 380, 14. August 1921.
 23. Damit zeigt sich eine weitere Parallele zum 18. Jahrhundert, in dem die Beschäftigung mit Physiognomik (Lavater) zu einer wahren Obsession wird. Vgl. Claudia Schmolders, „Hitlers verteilte Physiognomie: Zur Geschichte des Charisma“ in *Hitler darstellen: Zur Entwicklung und Bedeutung einer filmischen Figur*, hrsg. von Rainer Rother und Karin Herbst-Meßlinger (München: Edition Text+Kritik, 2008), 145–56; Claudia Schmolders und Sander L. Gilman, Vorwort, *Gesichter der Weimarer Republik: Eine physiognomische Kulturgeschichte* (Köln: DuMont, 2000), 7–11.

24. Vgl. *Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung*, Band 326, in *Verhandlungen des Deutschen Reichstags: Stenographische Berichte 1919–1939* (Berlin: Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, 1920), 502.
25. Leitartikel, anonym, *Frankfurter Zeitung* Nr. 110, 10. Februar 1919.
26. Wortwörtlich beispielsweise in: Bernhard, „Der Aufstieg der Jungen“; Kommentar von Robert Friedländer, „Sozialexperimente,“ *Vossische Zeitung* Nr. 58, 1. Februar 1920; „Sittliche Diktatur: Ein Aufruf von Karl Scheffler,“ *Vossische Zeitung* Nr. 329, 3. Juli 1920; Georg Bernhard, „Die Diktatur der Phrase,“ *Vossische Zeitung* Nr. 618, 19. Dezember 1920; Prof. Arthur Liebert (Berlin), „Das Führerproblem,“ *Frankfurt Zeitung* Nr. 5, 3. Januar 1919; Leitartikel von A.F., „Wirtschafts-Parlament?“, *Frankfurt Zeitung* Nr. 359, 18. Mai 1920; Kommentar von Bernhard Guttman, „Das Parteiensystem,“ *Frankfurter Zeitung* Nr. 523, 18. Juli 1920; Leitartikel von F.S., „Die Schule der Politik,“ *Frankfurter Zeitung* Nr. 789, 24. Oktober 1920.
27. Leitartikel von A.R., „Ein Neues Reich,“ *Vossische Zeitung* Nr. 67, 6. Februar 1919.
28. Kommentar von Pfarrer Fritz Phillipi, *Frankfurter Zeitung* Nr. 412, 4. Juni 1922.
29. Diese Auffassung teilt Scheffler mit Friedrich Naumann. In „Der ästhetische Mensch und die Politik“ (1908) heißt es: „Auch die Politik ist eine Kunst, wie überhaupt jede starke und verantwortungsvolle Tätigkeit zur Kunst werden muß, wenn sie etwas leisten soll.“ Naumann fordert, dass die Gegenwart „den Zusammenhang von schaffender Kunst und schaffender Politik allen offenen Köpfen zur festen Wahrheit machen“ sollte. Friedrich Naumann, „Der ästhetische Mensch und die Politik,“ in Friedrich Naumann, *Werke, Band 6: Ästhetische Schriften* (Opladen: Westdeutscher Verlag, 1964), 550.
30. Kommentar von Karl Scheffler, „Das Ganze sehen!“, *Vossische Zeitung* Nr. 32, 18. Januar 1920.
31. Hier lässt sich das ästhetische Urteil finden, dass gute Kunst immer auch neu zu sein habe. In den *Moralischen Vorlesungen* Christian Fürchtegott Gellerts heißt es sehr deutlich, das Genie schaffe „nach den Regeln der Natur, fast ohne daß es sich dessen bewußt ist,“ vgl. Christian Fürchtegott Gellert, „Moralische Vorlesungen, Erster Abteilung, zweyte Vorlesung,“ in Christian Fürchtegott Gellert, *Moralische Vorlesungen: Moralische Charaktere*, hrsg. von Sibylle Späth (Berlin: De Gruyter, 1992), 28. Und Goethe schreibt in einem Brief an Schiller, er glaube, „daß alles was das Genie, als Genie, thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann [zwar] auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, . . . das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion . . . verbessert . . . werden.“ Vgl. Johann Wolfgang Goethe, „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805,“ in Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe, Band 8.1, hrsg. von Manfred Betz (München: Hanser, 1990), 854. Das Grimm'sche *Wörterbuch* kommentiert folgendermaßen: „der sturm richtete sich vor allem gegen die formen, in denen die schulüberlieferung die geister erzog, regeln, principien, system, sodasz nun wankend wurde, was bisher als das festeste und nötigste für den bestand der geisteswelt und nicht bloß dieser galt.“ Vgl. *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 5 (Vierten Bandes, Erste Abtheilung, Zweiter Theil), bearbeitet von Rudolf Hildebrand und Hermann Wunderlich (München 1984 [Leipzig 1897], 3429). Und Herder bezieht sich ebenfalls auf diesen Gedanken, wenn er schreibt, dass „Regeln kein Genie wecken, noch weit weniger schaffen können“ und dass „sogar die größten Genies zügel- und regellos sind,“ vgl. Johann Gottfried Herder, *Über die neuere deutsche Literatur*. Fragmente II. Zur 3. Sammlung Gehöriges, in Johann Gottfried Herder, *Werke, Band 1: Herder und der Sturm und Drang: 1764–1774*, hrsg. von Wolfgang Proß (München: Carl Hanser, 1984), 352.
32. Leitartikel, anonym, *Frankfurter Zeitung* Nr. 33, 13. Januar 1923.
33. Feuilleton von Julius Meier-Graefe, „Der Ruf nach dem Führer,“ *Vossische Zeitung* Nr. 35, 21. Januar 1923.
34. Kommentar von Anton Erkelenz „Demokratie als Gesinnung,“ *Berliner Tageblatt* Nr. 152, 30. März 1922.

35. Leitartikel von Theodor Wolff, *Berliner Tageblatt* Nr. 305, 7. Juli 1919.
36. Leitartikel von Theodor Wolff, *Berliner Tageblatt* Nr. 528, 20. November 1922.
37. Nach Ulrich Linse erliegt ein verunsichertes Kleinbürgertum dem Irrationalen, Esoterischen, wohingegen Schreiners Aufsatz fast ausschließlich die republikfeindliche Perspektive des politischen Messianismus untersucht. Vgl. Ulrich Linse, *Barfüßige Propheten: Erlöser der Zwanziger Jahre* (Berlin: Siedler, 1983); und Klaus Schreiner, „Wann kommt der Retter Deutschlands?“ Formen und Funktionen von politischem Messianismus in der Weimarer Republik, *Saeculum* 49 (1998): 107–60. Vgl. auch Manuela Achilles, „Reforming the Reich: Democratic Symbols and Rituals in the Weimar Republic,“ in *Weimar Publics/Weimar Subjects: Rethinking the Political Culture of Germany in the 1920s*, hrsg. von Kathleen Canning, Kerstin Brandt, und Kristin McGuire (New York: Berghahn, 2010), besonders zum öffentlichen Trauern um Rathenau.
38. „Aristokratie heißt wörtlich übersetzt: Herrschaft der Besten. Demokratie: Volksherrschaft. Das klingt wie ein Gegensatz . . . Und doch heben die beiden Begriffe einander nicht auf, richtig verstanden gehören sie vielmehr untrennbar zusammen. . . [Demokratie] gibt jedem die Möglichkeit, vorwärts zu kommen. Das ist der Sinn des viel bespöttelten Wortes: ‚Freie Bahn dem Tüchtigen!‘ . . . Die Tüchtigen aus allen Teilen des Volkes, ob Prinzen oder Arbeiter“ (Freda Marie Gräfin zu Dohna, *Vossische Zeitung* Nr. 574, 5. Dezember 1922).
39. Vgl. Ortland, „Genie“; Birgit Schwarz, *Geniewahn: Hitler und die Kunst* (Wien: Böhlau, 2009); Wolfram Pyta, „Charisma und Geniezuschreibung: Strategien der Herrschaftslegitimation Hitlers,“ in *Herrscherkult und Heilserwartung*, hrsg. von Jan Assmann und Harald Strohm (München: Wilhelm Fink, 2010), 213–34; und Wolfram Pyta, „Geteiltes Charisma: Hindenburg, Hitler und die deutsche Gesellschaft im Jahre 1933,“ in *Das Jahr 1933: Die nationalsozialistische Machteroberung und die deutsche Gesellschaft*, hrsg. von Andreas Wirsching (Göttingen: Wallstein, 2009), 47–69.
40. Vgl. Schlaffer, *Das entfesselte Wort*; Jochen Schmidt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik: 1750–1945, Vol. 2: Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches*, 3. Auflage (Heidelberg: Winter, 2004); und Schreiner, „Wann kommt der Retter Deutschlands?“
41. Martina Kessel, Einleitung. *Kunst, Geschlecht, Politik: Geschlechterentwürfe in der Kunst des Kaiserreichs und der Weimarer Republik* (Frankfurt am Main: Campus, 2005), 12.
42. Vgl. Max Kommerell, *Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik. Klopstock—Herder—Goethe—Schiller—Jean Paul—Hölderlin* (Berlin: Georg Bondi, 1928). Im Umkehrschluss bedeutet diese Auffassung auch, dass man sich in Deutschland politische Erlösung durch Künstler erhofft.
43. In den 1950er Jahren argumentierte Ferdinand A. Hermens, dass die NSDAP im Jahr „1932 sicher kein Faktor von nationaler Bedeutung gewesen [sei] und vermutlich schon längst vorher an Blutarmut zugrundegegangen“ wäre, wenn ein anderes Wahlrecht existiert hätte. Vgl. Ferdinand A. Hermens, *Demokratie oder Anarchie* (Frankfurt am Main: Athenäum, 1951), 229. Vgl. Peter-Christian Witt, „Wahlrecht und politische Stabilität.: Überlegungen zu Problemen des Wahlrechts in der Weimarer Republik,“ in *Lebendige Sozialgeschichte*, hrsg. von Rainer Hering und Rainer Nicolaysen (Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2003), 305–29; Steffen Schoon, *Wählerverhalten und politische Traditionen in Mecklenburg und Vorpommern (1871–2002): Eine Untersuchung zur Stabilität und strukturellen Verankerung des Parteiensystems zwischen Elbe und Ostsee* (Düsseldorf: Droste, 2007); oder Martin Döring, „Parlamentarischer Arm der Bewegung“: *Die Nationalsozialisten im Reichstag der Weimarer Republik* (Düsseldorf: Droste, 2001). Sebastian Ullrich spricht in *Weimar-Komplex* angesichts dieser Überlegungen von einem nationalen Trauma. Vgl. Sebastian Ullrich, *Der Weimar-Komplex: Das Scheitern der ersten deutschen Demokratie und die politische Kultur der frühen Bundesrepublik* (Göttingen: Wallstein, 2009).
44. Geprägt hat den Ausdruck „Parteiimus“ Arthur Mahraun vom Jungdeutschen Orden im Jahr 1927. Vgl. Thomas Mergel, *Parlamentarische Kultur*, 399–400.

45. Leitartikel von Georg Bernhard, „Die Unvernunft der Logik,“ *Vossische Zeitung* Nr. 549, 19. November 1922.
46. Leitartikel von Julius Elbau, „Der neue Reichstag,“ *Berliner Tageblatt* Nr. 5, 3. Januar 1920.
47. Leitartikel von Heinrich Dove, „Schwankende Gestalten,“ *Berliner Tageblatt* Nr. 216, 9. Mai 1920.
48. Übrigens auch ein Begriff aus dem Genie-Diskurs, der bereits im 18. Jahrhundert zur Kritik an der missliebigen absolutistischen Monarchie angewendet wird. Vgl. Johann Gottfried Herder, *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, in Johann Gottfried Herder. *Werke, Band 1: Herder und der Sturm und Drang, 1764–1774*, hrsg. von Wolfgang Proß (München: Carl Hanser, 1984).
49. Vgl. auch Sabine Marquardt, *Polis contra Polemos: Politik als Kampfbegriff der Weimarer Republik* (Köln: Böhlau, 1997); Thomas Raithel, „Parlamentarisches System in der Weimarer Republik und in der Dritten Französischen Republik 1919–1933/40: Ein funktionaler Vergleich,“ in *Demokratie in Deutschland und Frankreich 1918–1933/40*, hrsg. von Horst Möller und Manfred Kittel (München: Oldenbourg, 2002), 283–314; Stefan Grüner, „Zwischen Einheitssehnsucht und pluralistischer Massendemokratie,“ in *Demokratie in Deutschland und Frankreich 1918–1933/40*, hrsg. von Horst Möller und Manfred Kittel (München: Oldenbourg, 2002), 219–49.
50. Leserbrief, 10. August 1930, Replik von Georg Haase (ohne Angaben der Berufes oder Ortes), *Vossische Zeitung*, 10. August 1930.
51. Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg: Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39: Berlin und Paris im Vergleich* (München: Oldenbourg, 1999); Dirk Schumann, *Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933: Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg* (Essen: Klartext, 2001); Mergel, *Parlamentarische Kultur*, 428–56; oder Thomas Mergel, „Sehr verehrter Herr Kollege.““
52. Der amtierende Kanzler Heinrich Brüning (1930–1932) erscheint nur als papierner Schreibtischmensch ohne genialen Funken, obwohl anfangs durchaus der Versucht gemacht wird, ihn zum stoischen Ausnahmemenschen zu stilisieren.
53. Edward Young, „Conjectures on Original Composition, in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison, London 1759,“ in *Edward Young, The Complete Works: Poetry and Prose. Vol. II*, hrsg. von James Nichols (Hildesheim: Olms, 1968), 552.
54. August Wilhelm Schlegel, „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst: Berlin 1801–1804, Erster Teil: Die Kunstlehre (1801–1802),“ in August Wilhelm Schlegel, *Vorlesungen über Ästhetik I (1798–1803)*, hrsg. von Ernst Behler (Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1989), 191–92.
55. Herder, *Über die neuere deutsche Literatur*, 352.
56. Vgl. Hans-Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik: Über die Produktion von Präsenz* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004).
57. Feuilleton von Karl Scheffler, „Führer,“ *Vossische Zeitung* Nr. 424, 21. August 1919.
58. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5. Auflage (Tübingen: Mohr, 1980), 853.
59. Jürgen Falter, *Hitlers Wähler* (München: C.H. Beck, 1991), 169–93 und 251–66.
60. Vgl. Pyta, *Charisma und Genie-Zuschreibung*; und Wolfram Pyta, „Adolf Hitler’s (Self-)Fashioning as a Genius: The Visual Politics of National Socialism’s Cult of Genius,“ in *Pictorial Cultures and Political Iconographies: Approaches, Perspectives: Case Studies from Europe and America*, hrsg. von Udo J. Hebel und Christoph Wagner, (Berlin: De Gruyter, 2011), 163–75.
61. Vgl. Schwarz, *Geniewahn*, 12; Pyta, „Adolf Hitler’s Self-Fashioning as a Genius.“
62. Schwarz, *Geniewahn*, 12.
63. Thomas Mann, „Bruder Hitler,“ in: *Thomas Mann, An die gesittete Welt: Politische Schriften und Reden im Exil*, hrsg. von Peter de Mendelssohn (Frankfurt am Main: S. Fischer, 1986), 254.
64. Rudolf Olden, „Wer ist’s? (1935),“ in „Bruder Hitler“ (*Thomas Mann*): *Autoren des Exils und*

- des Widerstands sehen den „Führer“ des Dritten Reiches*, hrsg. von Thomas Koebner (München: Wilhelm Heyne, 1989), 125–26.
65. Olden, „Wer ist’s?“, 61 und 104.
66. Olden, „Wer ist’s?“, 62.
67. Heiber, Helmut, Hrsg. *Goebbels Reden. Band 2: 1939–1945* (Düsseldorf: Droste, 1972), 52.
68. Schmidt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens*, 208.
69. Joachim Fest, *Hitler* (New York: Harcourt, 1974), 524. Vgl. auch Ludolf Herbst, *Hitlers Charisma: Die Erfindung eines deutschen Messias* (Frankfurt am Main: S. Fischer, 2010).
70. Joseph Wirth (Zentrum) und Gustav Stresemann (Deutsche Volkspartei) beispielsweise sind Lieblinge des republikanisch-bürgerlichen Spektrums, die es schaffen, den Ansprüchen—ohne ästhetischen Reiz keine politische Exzellenz—gerecht zu werden. Wirth bringt sich Mitte der 20er Jahre allerdings in Misskredit, und Stresemann stirbt für die Zeitgenossen überraschend im Oktober 1929. Danach kann kein geeigneter Kandidat mehr gefunden werden.

